

Dogmatik

Ziegenaus, Anton: *Maria in der Heilsgeschichte. Mariologie* (L. Scheffczyk, A. Ziegenaus, *Katholische Dogmatik, Bd.V*). Aachen: MM-Verlag 1998, 419 S., ISBN 3-928272-53-5, DM 69,00.

In diesem fünften, mit der Mariologie sich befassenden Band aus der gemeinsam mit L. Scheffczyk verfaßten Dogmatik darf man den aus zahlreichen und vielfältigen Beiträgen des auch international anerkannten Mariologen Ziegenaus erwachsenen Ertrag sehen, dem man ohne Übertreibung gerne eine fruchtbare Wirkung weit über die Grenzen der theologischen wie mariologischen Fachwelt hinaus prognostizieren wird.

Wer nun eine Ansammlung von Einzelheiten gemäß dem Motto »je mehr und je frömmere, desto besser« erwartet, irrt. Das in seiner Fülle kaum beherrschbare, von Vf. jedoch mit großer Souveränität vorgetragene Material aus der langen mariologischen wie marianischen Tradition, angefangen von den Zeugnissen der Hl. Schrift selbst über die Kirchenväter und -lehrer bis hin zu den einzelnen Theologenmeinungen und den Äußerungen des Lehramtes, der Beitrag der Kunst, der Liturgie, der Frömmigkeitsgeschichte ..., all dies ist hier zu einem Stück wie aus einem Guß geworden, bis in seine letzten Einzelheiten vom Logos durchdrungen und immer auf das Wesentliche und den (christologischen) Kern des Glaubens bezogen; Theologie also im Vollsinn des Wortes.

Die das Zentrum und die Mitte suchende gedankliche Schärfe, mit der das ganze Buch abgefaßt ist, zeigt sich exemplarisch schon in dessen erstem Kapitel, das »Maria als Thema in Kirche und Theologie« zum Gegenstand hat (5–74). Man muß dieses Kapitel gelesen haben, um die katholische Lehre von Maria in ihrem ja nicht unumstrittenen Entwicklungsgang zu verstehen, mehr noch, vielleicht sogar um das Wesen des Katholischen überhaupt besser zu begreifen. Es gelingt Vf. aufzuzeigen, daß Maria nicht ein Randthema einer wuchernd spekulierenden Theologie ist, sondern der Brennpunkt des Glaubens schlechthin, in dem Grundentscheidungen zum Austrag kommen, die das Spannungsgefüge zwischen Christus und dem von ihm zu erlösenden wie auch dem in der Kirche erlösten Menschen betreffen. Christologie, Anthropologie und Ekklesiologie verzahnen sich also hier unlösbar ineinander, aber von wo aus soll das Ganze dieser Einheit angegangen, erschlossen werden? Ziegenaus läßt den unterschiedlichen Ausgangspunk-

ten durchweg Gerechtigkeit widerfahren, wägt Vor- und Nachteile der beiden Grundmodelle ab, die Mariologie entweder vom Bezug Mariens zu Christus (Christotypik) oder zur Kirche (Ekklesiotypik) zu entwerfen, entscheidet sich aber mit guten, d.h. gerade biblischen Gründen – das NT spricht durchweg von Maria als Gottesmutter – für den ersteren, ihn allerdings durch die gerade vom Zweiten Vatikanischen Konzil so hervorgehobene Zuordnung Mariens zur Kirche ausgleichend und ergänzend. Gerade die Christusbezogenheit eröffnet, wie sich im Verlauf der Studie wiederholt zeigen wird, auch die Möglichkeit zu einem Bezug Mariens zur Kirche, wie er etwa im Begriff der »mater ecclesiae« zum Ausdruck kommt. Dadurch findet auch die gemeinsam von Scheffczyk und Ziegenaus getragene Entscheidung, Maria in einem eigenen, geschlossenen und unmittelbar der Christologie angefügten Traktat zu behandeln, ihre nachträgliche Rechtfertigung. Kommt aber Maria angesichts des sehr eingeschränkten Schriftbefundes überhaupt eine solche Zentralstellung im Glauben zu, ist die Mariologie nicht doch etwas künstlich aufgeblähtes? Auf diese, auch unter katholischen Theologen heute weitverbreitete Skepsis antwortet Vf., übrigens in großer Nähe zu Newmans »Entwicklung der kirchlichen Glaubenslehre«, mit der Suche nach einem Fundamentalprinzip, aus dem heraus ein vertieftes Verstehen der Eigenschaften Mariens, ihrer einzigartigen Stellung wie auch des göttlichen Heilsplanes selbst ermöglicht werden soll. Vf. diskutiert eine Reihe von Vorschlägen, ein solches Fundamentalprinzip und damit eine tragende Mitte der Mariologie zu bestimmen (O. Semmelroth, A. Müller, K. Rahner), neigt selbst aber bei allem Verständnis für deren Anliegen der Lösung Scheebens zu, der als erster von einem »Personalcharakter« gesprochen und diesen in der bräutlichen Gottesmutterchaft erkannt hatte. Ein solches Fundamentalprinzip läßt zwar, wie Vf. hervorhebt, keine gleichsam mathematisch exakten Ableitungen zu, gibt aber einen Verstehensschlüssel an die Hand, der für den konstruktiven Aufbau und Nachvollzug der Mariologie unentbehrlich ist. Gerade hier werden zwei sich durchhaltende Linien deutlich: zum einen der personal-personologische Denkansatz des Vf. wie auch seine dem Titel des Buches entsprechende Ausrichtung an der Heilsgeschichte, die beide zusammen Gott und Mensch als unableitbare Freiheiten wahren und damit auch erst das in der Gnade Gottes wurzelnde Verdienst Mari-

ens als Grund ihrer einzigartigen Stellung zu würdigen erlauben. Daß innerhalb dieses personologisch-heilsgeschichtlichen Rahmens das Zeugnis der Hl. Schrift wie auch der gemeinsamen kirchlichen Tradition des ersten Jahrtausends am besten zur Sprache kommt, zeigt die Behandlung Mariens in der reformatorischen Theologie und Frömmigkeit. Vf. kann überzeugend nachweisen, welche destruktiven und kirchentrennenden Kräfte im solascriptura-Prinzip liegen, das das frühreformatorische Marienlob entleeren und auch die Bindung an den gemeinsamen Schatz der altkirchlichen Symbola lösen wird. Zu Recht gerät auch das reformatorische »solus Christus« wegen des dahinterstehenden pessimistischen Menschenbildes unter Ideologieverdacht. Maria ausschließlich als Empfangende, Hörende oder, wie bei K. Barth, in die äußerste Passivität gedrängt – darin sieht Vf. keinen gangbaren Weg des ökumenischen Gesprächs, wird doch damit die personale Würde Marias ebenso untergraben wie die auf ihrem ganzmenschlichen und damit auch aktiven Ja zur Gottesmutter-schaft beruhende Verehrung ihrer Person. Auch wenn, wie der sehr differenziert mitgeteilte Befund der ökumenischen Gespräche vermuten läßt, schnelle Einigungen in mariologischen Fragen nicht zu erwarten sind, so möchte Vf. doch zu solchen Gesprächen ermuntern: Maria trennt nicht, sondern verbindet die Konfessionen, wie die Päpste überraschend schon seit Leo XIII. festgestellt haben.

Eraarbeitet das erste Kapitel die formalen Prinzipien und Perspektiven der Mariologie, so führt das zweite, »Maria in der Lehre der Heiligen Schrift und im Glauben der frühen Kirche« betitelt (75–203) an ihren bleibend normativen Anfangsgrund zurück. Wie legt ein – nach manchen Vorstellungen interessegeleiteter – Dogmatiker die Hl. Schrift aus? In unserem Fall ohne sie als einen Steinbruch zur Untermauerung spekulativer Thesen zu benutzen. Im Gegenteil, Vf. beherrscht virtuos exegetische Methoden, wenn er z.B. – immer im Anschluß an die maßgebliche Fachliteratur – textkritisch verschiedene Lesarten unterscheidet oder zwischen »historischer Ebene«, »Traditionsebene« und »Redaktionsebene« differenziert. Er berücksichtigt die maßgeblichen Kommentare, arbeitet Interpretationstypen heraus, sucht, mit großer Einfühlbarkeit für Symbole, nach Vorlagen aus dem AT und analysiert exakt die tragenden Begriffe. Sein Umgang mit den Texten zeigt aber auch Eigenheiten, die in der modernen Exegese vielfach verloren sind: Er betrachtet einzelne Stellen in ihrer Gesamtheit und in ihrem (literarischen wie geistesgeschichtlichen) Kontext; er achtet, ohne vorschnelle Festlegungen in die eine oder andere Rich-

tung, auf Interpretationsspielräume, auf in den Texten enthaltene Tendenzen und Entwicklungsmöglichkeiten, die erst in einer letzten Synthese, um die Vf. sich immer wieder bemüht, ähnlich wie in Newmans Konvergenzargumentation ihre eindeutige Beweiskraft erhalten. So gelingt es ihm, ohne in Überinterpretationen zu verfallen, Texte neu zum Sprechen zu bringen, die man bislang meist für mariologisch unergiebig oder gar für antimarianisch gehalten hat. Nur wenige Beispiele: Mk 3,20ff erscheint keineswegs mehr als Zurückweisung der leiblichen Mutter, ebensowenig wie übrigens das distanzierende »Frau« aus der Kana-Erzählung bei Joh. Für Mk und Joh wird die Möglichkeit eines Wissens um die Jungfrauengeburt plausibel gemacht, bei Paulus (Gal 4,4.) die Gottesmutter-schaft, wenn nicht dem Begriff, so der Sache nach. Die aus dem Blickwinkel Josefs erzählte Kindheitsgeschichte des Mt offenbart die »Gerechtigkeit« Josefs als Respekt vor dem Gottesgeheimnis Jesu und darin eingeschlossen auch Mariens. Das Lk-Ev. zielt nicht nur auf die Gottesmutter-schaft und vaterlose Empfängnis, sondern auch auf ihre vom Glauben getragene Teilnahme am Leben Jesu (Maria als Magd des Herrn!). Auch das Joh-Ev. unterstreicht, wenn es Maria an den Anfang und an das Ende von Jesu öffentlichem Wirken setzt, daß Maria mit diesem Wirken verbunden ist, so daß sich auch hier schon der Raum für eine geistige Mutter-schaft gegenüber der Kirche, die ja das Werk des Herrn ist, eröffnet. Das NT stellt daher, wie die Ausführungen erschließen lassen, in vielfacher Hinsicht eher einen fruchtbaren Boden als eine rigide Grenze für die weitere Entwicklung der Mariologie dar. Und dies belegt Vf. auch durch den instruktiven Blick auf die frühchristliche Theologie. Sie stellt, vor allem in Ignatius von Ant., Justin d. Mart. und Irenäus v. Lyon, ein Bindeglied zwischen dem NT und dem altkirchlichen Dogma dar. Auch zeigen diese Theologen, daß die Sache Mariens stets in engstem Zusammenhang mit der Jesu, dessen wahre Menschheit und Gottheit gegen Gnostiker, Docketisten und Juden verteidigt werden mußte, gewachsen ist. Gerade bei Justin und Irenäus wird überdies deutlich, daß die antimarianischen Einwürfe der Moderne im wesentlichen schon im Altertum bekannt und auch klug widerlegt worden sind. Detaillierte Ausführungen über at. Andeutungen auf die Mariengestalt sowie über die apokryphen Schriften runden das Bild von den marianischen Anfangsgründen ab.

Im dritten Kapitel, das den Titel trägt »Maria im Leben der Kirche« (204–348), führt Vf. den Leser auch mit großem pädagogischen Geschick an die zentralen Lehraussagen der Kirche über Maria (Gottesmutter-schaft, Mutter der Kirche, Jungfräu-

lichkeit, Unbefleckte Empfängnis, Aufnahme in den Himmel und ihre Mitwirkung am Heilswerk Christi) unter Einbeziehung der entscheidenden Etappen der theologischen Vorgeschichte heran. Der sichere Ausgangspunkt der sehr subtil geführten Erörterungen ist und bleibt die biblisch festverankerte Gottesmutterchaft (als »mariologisches Fundamentaldogma und christolog. Zentraldogma« ausgezeichnet), die nun aber bis in ihre letzten Konsequenzen hinein ausgeleuchtet und personal vertieft wird. So erschließt sich unter Zuhilfenahme des eingangs festgelegten Fundamentalprinzips die innere Kohärenz aller Lehraussagen, wobei es Vf. immer ein Anliegen ist, die christologische und in deren Folge auch ekklesiologische Bedeutsamkeit des Mariendogmas bewußtzumachen (etwa Gottesmutterchaft als Widerspiegelung der gottmenschlichen Konstitution Christi). In der Frage der Gottesmutterchaft wie auch der Jungfräulichkeit, die vor, in und nach der Geburt behauptet wird, setzt sich der Autor mit dem immer wiederkehrenden Vorwurf auseinander, es handle sich hierbei nur um eine Übernahme aus dem Bereich der Mythologien. Nicht zuletzt durch seine profunde Kenntnis der Spätantike und ihres Forschungsstandes kann Vf. die Analogielosigkeit der christlichen Position aufweisen. Für den positiven Nachweis ihrer Berechtigung hilft ihm schließlich wiederum das durch keine noch so spitzfindige Analyse zu ersetzende Verstehen der Person Mariens, das freilich keine Sache des unerweisbaren Gefühls, sondern des tiefen und nachvollziehbaren Eindringens in den Sinn der Hl. Schrift ist. Überhaupt stellen die Ausführungen über die Jungfräulichkeit Mariens auch ein Lehrstück für den Heilsrealismus und das ganzheitliche Menschenbild des Christentums dar: Das von Gott geschenkte Heil geht nicht, wie antike und moderne Gnosis uns glauben machen möchten, an der leibhaften Dimension des Menschen vorbei, und nichts wäre verfehelter, als hier eine für den Glauben unerhebliche, rein biologische Ebene abzuspalten. So wird klar, was dem Glauben und der Kirche verloren ginge, würde man die immerwährende Jungfräulichkeit Mariens dem Zeitgeist opfern. Die Aktualität der Mariologie beschränkt sich aber nicht auf theologische Fragen.

Im vierten Kapitel »Die Strahlkraft der Mariengestalt im Leben der Gläubigen« (349–390) weist Vf. nach, daß in der katholischen Sicht von Maria das Anliegen der Frau um eine gleichwertige Stellung in Kirche und Gesellschaft wohl am besten aufgehoben ist. Ein Abschnitt über Marienerscheinungen sowie die Verehrung der Gottesmutter tragen dazu bei, jene allseits ausgewogene und »mittlere«, d.h. aus der Gesamtperspektive des Christusglaubens nachvollziehbare Position, die Vf. in den

theologischen Fragen eingenommen hatte, auch auf die Ebene der Marienfrömmigkeit zu übertragen. So kann dieses Buch, dessen Reichtum eine kurze Besprechung nur anzudeuten vermag, einen unschätzbaren Beitrag dazu leisten, daß die Mariologie wieder den Stellenwert erhält, den sie zum Nutzen des Glaubens und der Kirche in der Vergangenheit besessen hat; es bietet aber auch die Chance, daß in unserem Land wieder eine gesunde Marienverehrung erwächst, die die Menschen aus ihren allerlei Lebens- und Kirchenkrisen wieder herausführt. *Richard Niedermeier, Kößlarn*

Courth, Franz: Trinität. Von der Reformation bis zur Gegenwart (Handbuch der Dogmengeschichte II 1c), Freiburg–Basel–Wien: Herder 1996, 176 S., ISBN 3-451-00741-X, DM 80,00.

Fr. Courth hat bereits zwei Bände zur Geschichte des Trinitätsglaubens im Handbuch der Dogmengeschichte verfaßt. Mit diesem Band schließt er seine Forschungen zur Gotteslehre in bewährter Weise ab. Das erste Kapitel gilt der reformatorischen Bewegung. Insgesamt bringen, so stellt Vf. fest, die Reformatoren keine starken Veränderungen im Vergleich zur traditionellen Trinitätslehre, doch setzen sie andere Akzente: Luther wollte die altkirchliche Lehre, auch Augustin anerkennen, gerade die *Confessio Augustana* bindet stärker an die Tradition zurück, doch wird eine begriffstheologische Erstarrung existentiell dynamisiert. Die Anerkennung der traditionellen Trinitätslehre überwindet auch eine dem *sola-scriptura*-Prinzip entspringende Neigung zum Biblizismus. Zu Calvin stellt Vf. fest: »Seinen Kontrahenten erwidert er, daß der christliche Glaube seines Inhalts entleert wäre, verstünde man Gott nach Art eines unabänderlichen Prinzips oder in der Gefolgschaft der altkirchlichen Modalisten. Gott kann für uns nur dann der frei liebende Gott sein, wenn er dies in sich selbst ist« (32). So wird klar an der immanenten Trinitätslehre festgehalten.

Gegen eine stark spekulativ ausgerichtete Trinitätslehre wurde aber auch katholischerseits im 17. Jahrhundert eine positiv biblische und heilsgeschichtliche Trinitätslehre entwickelt. Davon handelt das zweite Kapitel. Dionysius Petavius versteht die Geschichte, vor allem die Väter, als Lernort des Trinitätsglaubens, der aber in der Schrift gründet. Besondere Impulse gehen von der Pneumatologie aus. Die Rechtfertigung des Menschen werde letztlich nicht von der geschaffenen Gnade, sondern durch die Einwohnung des Heiligen Geistes bewirkt. Luis de Thomassin führt diese Linie fort, auch wenn er in der Christozentrik andere Ak-